

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Wenzel.

Der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Abdruck aller Artikel verboten.

Nummer 28

Sonntag, den 4. Juni 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 4. Juni: Franz v. C. Montag, 5. Juni: Bonifatius.
Dienstag, 6. Juni: Robertus. Mittwoch, 7. Juni: Robert. Donner-
stag, 8. Juni: Medardus. Freitag, 9. Juni: Primus. Samstag, 10. Juni:
Barth.

Sechster Sonntag nach Ostern

Evangelium des Hl. Johannes 15, 26, 27; 16, 1—4.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen austreiben; ja, es kommt die Stunde, daß jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.

*

Die vom Propheten angekündigte Heimführung brach bald über den König herein. „Unheil werde ich erwecken wider dich aus deinem eignen Hause.“ Also seine eigne Familie sollte der Verdacht aller Leiden sein, die als Buße für des Königs Missetat vom Herrn verhängt wurden. Sein Sohn Absalom war der erste, der David unglückliches Leid brachte. Dieser hatte seinen Bruder Amnon wegen einer Schandtat, die er an seiner Halbschwester begangen hatte, während eines Festmahles, zu dem er ihn hinterlistig eingeladen, ermordet und war, den gerechten Zorn Davids fürchtend, ins Ausland geflohen. Der Schmerz Davids über diese schweren Verfehlungen seiner Söhne war groß. Durch die Vermittlung Joabs durfte indessen der Prinz nach drei Jahren wieder zurückkehren, sich aber nicht vor seinem Vater sehen lassen. Erst nach weiteren zwei Jahren ließ sich David herbei, Absalom in vollen Gnaden aufzunehmen.

Der undankbare Sohn begann nach einer anderen Richtung hin seinem Vater Gram undummer zu bereiten. Er hatte nichts Beringeres im Sinne, als seinen Vater zu entthronen und sich zum Könige aufzuwerfen. Durch allerhand künstliche Mittel suchte er sich zunächst die Gunst des Volkes zu verschaffen. Sein schönes, wohlgepflegtes Aeußere gewann ihm schon viele Herzen. Die Schrift sagt von ihm: „Es war aber in ganz Israel kein Mann so schön, so überaus schön wie Absalom, von der Fußsohle bis zum Scheitel war kein Fehl an ihm.“ Durch Versprechungen über die zukünftige Rechtspflege unter seiner Herrschaft, sowie durch überfreundlichen Umgang mit dem Manne aus dem Volke gelang es ihm tatsächlich, einen großen Teil des Volkes für sich einzunehmen und sich ergeben zu machen. Als er sich seiner Sache sicher glaubte und die Verschwörung hinlänglich vorbereitet hatte, legte er sich unter dem Vorwande, ein Gelübde zu erfüllen, nach Hebron. Absalom aber sandte von hier aus Eilboten in alle Stämme Israels und ließ sagen: Sobald ihr den Klang der Posaune hört, so ruft: Absalom ist zu Hebron König geworden. Der Streich gelang und das verblendete Volk scharte sich um Absalom, während die vielen Gutgesinnten im Lande in der ersten Ueberraschung und Bestürzung es nicht wagten, für ihren rechtmäßigen König einzutreten. Als David die Sachlage erfuhr, floh er mit seinen Getreuen aus der Stadt. Schwer kränkte den verlassenen König der Abfall so mancher, auf deren Treue er sich verlassen zu können geglaubt hatte. Aber auch mannigfache Beweise treuer Ergebenheit und opferbereiter Freundschaft erfuhr der leimgehaltene König.

Nachdem Absalom ein starkes Heer gesammelt hatte, rückte er seinem Vater über den Jordan nach. Im Walde Eubraim kam es zur Schlacht. Die dem König treu gebliebenen, unter Joab, warfen das weit zahlreichere Heer des Absalom in die Flucht und bereiteten ihm eine solche Niederlage, daß 20 000 Mann fielen. Absalom selbst entfloß auf einem Maultiere. Wie ihm auf der Flucht sein langes Haar zum Falle wurde und er nachher durch die Speere des Joab einen entehrenden Tod fand, ist aus der biblischen Geschichte hinlänglich bekannt. Die Nachricht vom Tode seines Sohnes traf den König schmerzhaft. „Mein Sohn Absalom, Absalom, mein Sohn! Wollte Gott, ich wäre statt deiner gestorben, Absalom, mein Sohn, o Absalom, mein Sohn!“ David war gleichzeitig empört über das eigenmächtige Vorgehen

Joabs, dem er eigens eingeschärft hatte, seinen Sohn zu schonen. Bei der jetzigen Stimmung des Volkes und angesichts der mächtigen Stellung Joabs bei seinem Heer, wagte David indessen nicht, gegen ihn einzuschreiten. Nur den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte wollte er ihm nehmen und dem Amasa übertragen. Joab aber wußte auch hier den Willen des Königs zu durchkreuzen. Als er dem Amasa begegnete und ihn begrüßte, stieß er ihm meuchlings das Schwert in die Seite. David mußte auch diese schwere Bluttat vorläufig ungesühnt lassen.

Auch dann, wenn es die Eltern im Erziehungswerk ihrer Kinder an nichts haben fehlen lassen, findet sich Anlaß unter dem Weizen, findet sich das eine oder andere Aushilfs, das den Eltern schwere Sorgen undummer bereitet und der Familie nicht zur Ehre gereicht. Die Erfahrung bestätigt das in vielen Fällen. Es sind der Versuchungen halt viele, die an den Menschen herantreten, und deren Abwendung nicht in der Macht der Eltern liegt. Man denke sich einen jungen Menschen, der mit einer gebiegenen Erziehung in die Fremde geschickt wird, um sich dort Wissen und Erfahrung anzueignen. Vater und Mutter haben getan, was in ihren Kräften stand, um den Sohn gegen die unheilvollen Einflüsse der Welt zu wappnen. Und doch — der junge Mann wird ein Opfer der Versuchung, seiner Umgebung und der Leidenschaft, verliert Ehre und Gewissen. Warum läßt Gott eine solche schwere Prüfung über eine geachtete Familie kommen? Das ist die Frage, die den heimgesuchten Eltern sich auf die Lippen drängt. Es ist das dieselbe Frage, die uns schon oft beschäftigt hat, warum, woher das Leid und das Kreuz auf Erden? Nicht immer ist es eine Strafe wie bei David, die abgesehen werden muß. In den meisten Fällen führt eine solche Verdemütigung zum engeren Anschluß an Gott, zu größerem Vertrauen, zu vermehrter Andacht in Gebet und Sakramentenempfang, zur Verinnerlichung des Seelenlebens, zur Mehrung der Liebe und des Erbarmens mit dem armen notleidenden Mitmenschen und zum Verleihen der Seelennot des Nächsten.

Die Sühne für verlebte Familienehre und die Versöhnung mit den Familienangehörigen wird in vielen Fällen erschwert und unmöglich gemacht durch die Standesvorurteile, die in manchen Familien zu Unrecht und in Irrtum bestehen. Das ist auch deshalb bedauerlich, weil damit auch die Versöhnung mit Gott und der Kirche meistens hintangehalten wird. Solche einseitige Standesvorurteile bestehen in allen Schichten der Bevölkerung, nicht bloß beim adeligen Manne oder beim Offizier. Der Bauer, der Arbeiter, der kleine Gewerbetreibende, der Kaufmann, der Privatbeamte, sie alle haben Standesbewußtsein und dulden nicht in ihrer Familie, daß die Ehre und der gute Name des Hauses leichtsinnig besetzt werde. Das ist recht und nur zu fördern. Dieses Standesbewußtsein bewahrt oft mehr vor Sünde und Laster, als religiöse Gründe. Nur dann wird es zur Gefahr, wenn es in einseitiger übertriebener Weise betont und als einziger Beweggrund zum sittlichen Halt hingestellt wird. Höher als die Ehre der Familie muß die Ehre Gottes, mit anderen Worten, das gute Gewissen und das Einnahmen mit Gottes und der Kirche Gebot gelten. Das Mädchen, das draußen in der Welt etwa durch einen kleinen Diebstahl eine geringe entehrende Gefängnisstrafe hat abbüßen müssen, ist in Gefahr, ganz auf Abwege zu kommen, wenn der Vater daheim ihr für immer oder für lange Zeit das Haus verbietet und jeden Verkehr mit ihr meidet. Mühte er nicht das Gegenteil zu tun? Mühte er nicht gerade nach dem Fall, wo das Schuldbewußtsein so schwer auf dem Menschen lastet, wo die Verzweiflung ihn packen und auf weitere Abwege drängen will, sich seines Kindes annehmen und ihm Beistand und Tröster sein? Und der junge Mann aus geachteter Familie, deren Ehre der Vater stets hoch zu halten verstanden hat, der nunmehr in irgend einer Ehrensache eine niedrige Gesinnung bekundet und die Gefängniszelle hat betreten müssen, auch er findet die Türe seines Elternhauses fest verriegelt und aus dem Fenster wird ihm zugerufen: Wir kennen dich nicht, du bist uns ein Fremder geworden, gehe wieder weiter. Oder ein Brief befiehlt ihm, daß er es nicht wagen dürfe, Vater und Mutter vor die Augen zu treten. Was ist das alles? Standesvorurteile, einseitiger Ehrbegriff, falsche Wertschätzung und Einschätzung der Ehre vor den Menschen und der Ehre vor Gott.

David hat zwar fünf Jahre lang gezögert, bis er seinen Sohn Absalom wieder in Gnaden annahm. Allein es ist zu bedenken, daß der wankelmütige Königssohn eine längere Buß- und Prüfungszeit notwendig hatte, wie sein späteres Verhalten ja auch zeigte.

Nach die Kirche fordert in ihren kirchenrechtlichen Belangen für größere Vergabe entsprechende Sühnzeit. Aber niemals versagt sie dem Bittenden die kirchlichen Gnaden- und Heiligungsmittel, nach dem Grundsatz, daß gerade der Sünder wegen die Gnademittel bedürfen. „Ich bin nicht gekommen, spricht Jesus, die Welt zu richten, sondern die Welt selig zu machen.“ (Joh. 12, 47). „Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu verurteilen, sondern die Sünder. Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken.“ (Mat. 9, 17.)

Wie unendlich sympathisch steht uns in diesem Punkte unser Herr und Heiland gegenüber! Wie weitherzig, wie verführend und gewinnend zeigte er sich den Sündern! Wie geistelte er das Verhalten der Pharisäer gegenüber den Sündern! Das war ja gerade ihre Sünde, sich einzubilden auf ihre Verurteilung, auf die Abstammung von Abraham, und die anderen Menschen zu verachten, die diese Abstammung von Abraham, die Zusammengehörigkeit mit dem auserwählten Volke nicht nachweisen konnten. „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Hätten wir nur dieses eine Wort aus dem Munde unseres guten Heilandes, es genügte, um uns ein für allemal diesem guten Herrn anheimzugeben, ihm für immer unsere Dienste zu weihen und niemals von ihm zu lassen. Es genügte insbesondere allen Fehlenden und Irrenden, niemals zu verzagen, niemals mißtrauisch zu werden über die Verzeihung Gottes. Gott ist zwar unser Vater, und kein irdischer Vater hängt liebender, zärtlicher an seinem Kinde wie unser Herr und Vater an uns, seinen Kindern, hängt. Und wenn wir diesem guten Vater wehe tun, dann schreit er uns heftig, aber nur so lange, wie unsere Sünde dauert. Ist die Sünde von uns gewichen durch Reue und Buße, dann lächelt uns wieder wie ebendem die Sonne göttlicher Güte. Niemals hält er uns etwas nach und entzieht uns seine Gnade, wie etwa der irdische König, der irdische Vater seinem Sohn und Untertan noch jahrelang nachhält, was der Sohn gegen ihn verübt. Nein, Gott vergeht eben göttlich, nicht nach Art der Menschen.

Es ist wohl zu denken, daß der jehige Krieg, der die Menschen einander so nahe bringt, der die bisherigen Gegensätze fast ganz aufgehoben hat, auch nach dieser Richtung hin segensreich wirken wird. Der Sohn, der jahrelang dem Elternhause fern stand, weil der Vater immer noch nicht Verzeihung liebte, der aber jetzt doppelt geliebt, was er gefehlt, wird mit offenen Armen empfangen, und der Geist des Friedens steigt herab und vereinigt die entzweiten Herzen.

Die Liebe wird im Schmerze geboren, und wie Jesu, des Gottmenschen, Liebe sich nirgends größer und heldenhafter zeigte, als damals, da sein Leib in Todesängsten sich wand auf des Kalvarias Höhe, so steigt auch des Menschen Liebe zu keiner siegreicheren Höhe, als wenn verborgenes und offenes Leid die Herzen faßt, alles Erdenhafte, Niedere überwindet und die Seele zu Gott und göttlichen Entschlüssen emporhebt. Bpe.

Der hl. Quirinus — nachgiebig und doch fest

(4. Juni.)

Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, fliehet in eine andere! Mt. 10, 23.)

In den Gegenden an der mittleren Donau wurde die Römerherrschaft erst verhältnismäßig spät gefestigt. Doch als hier die Standorte der römischen Legionen umgesehen blieben, die Bewohner sich immer mehr mit der Fremdherrschaft ausöhnten, drang auch in diese fernen Länder das Christentum ein. Und als um die Wende des vierten Jahrhunderts die letzte große Verfolgung unter Diokletian gegen die göttliche Lehre ankündete, forderte sie auch dort ihre Opfer; eines der berühmtesten ist der hl. Bischof Quirinus von Etsia (Sissa) in Kroatien.

Als die beiden Herrscher des gewaltigen Römerreiches Diokletian, der in Nikomedien residierte, und Maximian, der zu Mailand wohnte, die Herrschaft niedergelegt hatten, hörte damit die Christenverfolgung, die sie befohlen, nicht sofort auf. Im Westen, wo der milde Constantius, der Vater Konstantins, des Großen, befohl, hatten die Christen bald Ruhe; im Osten, dazu gehörten auch die mittleren Donauländer, wo der harte Galerius herrschte, floß noch oft genug Martyrerk Blut. So befohl auch der Stadtpräsekt von Etsia, den Häuten der dortigen Christengemeinde zu ergreifen. Als Quirinus davon Kunde erhielt, floh er, gehoramt der Weisung des Herrn: „Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, fliehet in eine andere!“ Doch da der Heilige, ein Greis von würdigem Aussehen, durch seine eifrige Seelsorgsarbeit, in der er sich auch des öfteren an die Heiden gewandt hatte, stadtbekannt war, wurde er bald ergriffen und vor den Richter geführt.

„Warum wolltest du dich feige dem Befehle der Kaiser durch die Flucht entziehen?“ fuhr dieser, Maximian geheißen, den Greis an.

„Ich bin nicht feige und schuldbehaftet geflohen“, erwiderte Quirinus, „sondern habe nur getan, was Jesus Christus, unser Herr und Meister, seinen Jüngern anbefohlen!“

„Nun siehst du wohl, daß dich die Befehle des Kaisers überall erreichen, und daß der, den du deinen Gott nennst, dich nicht schützen kann!“

„O, er ist jederzeit bei uns und hilft uns überall; er war auch bei mir, als ich gefangen wurde, und er gibt mir auch in diesem Augenblicke Kraft und Rede.“

„Du schämst, wohl in der Hoffnung, Zeit zu gewinnen und dich mit der Zunge durchzuschlagen. Doch da, nimm den Rest des großen Meeres und tue, was er gebietet!“

„Ich kann diesem Willen des Fürsten nicht gehorchen und den Göttern kein Opfer darbringen, weil es gegen mein Gewissen und das Gebot Gottes ist. Deine Götter sind eitle Mahngelüste, mein Gott aber, dem ich diene, ist der Herr Himmels und der Erde, durch ihn sind alle Dinge geschaffen, in ihm lebt und weht alles, er ist über alles, in allem, der Anfang und das Ende.“

„Du hast in deinem Leben viel Fabeln gelernt; lerne nun die unsterblichen Götter ehren. Da ist Weihrauch, streue ihn auf die Glut und wisse, daß Gehorsam besser ist als klügelnder Verstand. Wenn du nicht gehorcht, hast du Bütigung und Tod zu erwarten.“

„Wie Schmach, die du mir drohst, halte ich für Ehre, und der Tod, womit du mich schrecken willst, bringt mir ewiges Leben. Darum gehorche ich meinem Gotte und nicht den Kaisern; ich bringe nur auf dem Altare des lebendigen Gottes ein reines, ihm wohlgefälliges Opfer dar.“

„Ich fürchte, dein Wahnsinn treibt dich in den Tod; laß den Unsinn fahren und opfere den Göttern; rette so dein Leben!“

Doch auch grausame Stockschläge konnten den Heiligen nicht erschüttern. Deshalb ließ ihn Maximian in den Kerker abführen, um ihn so durch eine langwährende Qual zum Abfall zu bringen. Kaum hatte Quirinus den Kerkerboden berührt, da sank er auf die Kniee, dankte Gott für die Kraft zu dem festen Bekenntnis, flehte um neue Gnade und auch um Erbarmen für seine Verfolger. „Laß, o Herr, auch ihnen dein Licht leuchten, daß sie dich erkennen und deinen Sohn, den du gesandt, Jesus Christus, unseren Meister, hochgelobt in Ewigkeit!“ Ein überirdisches Licht umfloss das Haupt des betenden Bischofs; dieser Anblick ergriff den Kerkermeister Marcellus so, daß er ein Christ wurde; Quirinus selbst unterrichtete und taufte ihn.

Bald darauf wurde der Bekenner nach Sabaria (Stein am Anger), der Hauptstadt Oberungarns, gebracht, um dort vom Statthalter dieser Provinz abgeurteilt zu werden.

Im Theater fand das letzte Verhör statt. Amantius, so hieß der Statthalter, redete den Bischof an: „Nicht dauerst du deines Alters wegen, nur ungern würde ich die Strafe über dich verhängen. Gib deshalb vernünftiger Rede Gehör, ändere den Sinn, gehorche den Kaisern, huldige den Göttern und lebe so in Ruhe und Frieden. Bedenke: Süß ist das Leben und bitter der Tod!“

Quirinus antwortete: „Wahrlich, deine Worte sind wohl gewählt, und leichtbewegliche Herzen, die mit jugendlicher Liebe an diesem Leben hängen, können wohl von ihnen berührt werden. Ich aber sehne mich nach einem höheren Leben, das im Tode ausgeht, aber keinen Tod mehr kennt. Dieses Leben habe ich meinen Christen verkündet, für dieses Leben setze ich freudig alles ein!“

„Mit Güte wollte ich dich zum Gehorsam bringen; da du aber deinen Starrsinn nicht beugen willst, soll dein Tod allen Christen ein abschreckendes Beispiel sein!“ Damit verurteilte ihn Amantius zum Tode des Ertränkens. Der Blutszeuge wurde zur Gänze geschleppt; es wurde ihm ein Stein an den Hals gebunden, dann wurde er vor einer großen Volksmenge in die Fluten gestürzt. Doch trotz des niederziehenden Gewichtes schwamm der Heilige auf der Flut; ermahnte die anwesenden Christen zur Ausdauer. Als er so zum letztenmale als Vort seines Amtes gewaltet, sank er langsam in die Tiefe. Es war am 4. Juni 309 oder 310.

In den Schrecken der Völkerwanderung flohen die Christen von Stein nach Italien; einige kamen bis nach Rom, brachten die Gebeine des hl. Quirinus in die Hauptstadt der Christenheit und setzten sie in der Kirche der Apostelfürsten an der bekannten appischen Straße bei. Unser Heiliger darf nicht verwechselt werden mit dem hl. Kriegsmann Quirinus, der in Neuß sehr verehrt wird!

Als durch eine grausame Verfolgung die Versuchung an den hl. Quirinus herantrat, floh er in Nikomedien auf die eigene Kraft; als ihn aber dennoch die Versuchung erreichte, zeigte er sich in Kraft der göttlichen Gnade stark und unsiegbare. Nie sollen wir selbst uns in die Versuchung stürzen; wir kommen sonst darin um. Führt uns aber eine fremde Macht in die Gefahr hinein, dann werden auch wir mit des Himmels Beistand Sieger bleiben. Denn wer

Die Menschenkraft, mit leichtem Sinn versucht,
Wird Menschliches erfahren,
Doch wer mit Gottvertrauen im Kampfe steht,
Den wird auch Gott bewahren!

P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Die Liebe

8. Fortsetzung

Die Feindesliebe.

Das Gebot der Nächstenliebe ist so allgemein und umfassend gegeben, daß es keinen Menschen von seinen Wohltaten ausschließt — auch nicht den Feind!

In ganz bestimmten Worten befehlt uns der Heiland, auch diesen zu lieben: „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist:

Wir sollen keinen Hader haben und keinen Feind lassen! (So lesen nämlich die Botschafter das Gebot Gottes aus!) Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, so euch verfolgen und verleumden, auf daß ihr Kinder eures Vaters seid, der im Himmel ist; der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Denn wenn ihr die liebt, die euch lieben, was für einen Lohn sollt ihr haben? Tun dies nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßt, was tut ihr da mehr? Tun dies nicht auch die Heiden? Ihr also sollt vollkommen sein, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist! (Mt. 5, 43—48.) Diese Worte sind so klar und eindeutig, das kein Deuteln und Bedenken sie entkräften kann. Und damit keiner sich mit seiner Ohnmacht entschuldige, keiner sage: „Das kann ich nicht, das geht über Menschenkraft!“ hat der Erlöser die Feindesliebe selbst gelehrt und zwar gegen die grimmigsten Todfeinde und in einer Stunde, wo furchtbare Qualen bereits dem Menschensohne die beste Kraft genommen. Der hl. Leo schreibt in bezug auf des Heilands Feindesliebe: „Er dachte nicht, daß er durch sie, sondern nur, daß er für sie sterbe. Sterbend bot er vielmehr seine ganze Kraft auf, ihnen Barmherzigkeit zu erlesen. Er rief mit lauter Stimme: Vater, vergib ihnen! Seine sinnreiche Liebe gebrauchte, um das Herz seines himmlischen Vaters zur Vergebung des von den Juden an ihm verübten Verbrechens zu bewegen, nicht den Ausdruck: Gott!, sondern: Vater! — „Vater, vergib ihnen!“ Ja, er entschuldigt das größte aller Verbrechen mit ihrer Unwissenheit: „Sie wissen nicht, was sie tun!“ und denkt nur darauf, die empfangenen Unbilden zu verringern, während wir die geringsten stets zu vergrößern beflissen sind!“

Doch damit keiner sage: „Jesus war Gott; in göttlicher Kraft vergab er seinen Feinden!“ hat die Gnade Gottes sterbliche Menschen auch hierin zu seinen Nachfolgern berufen. So steht gleich an der Wiege des Christentums mit seiner heroischen Nächstenliebe der hl. Stephanus. Von ihm schreibt der hl. Augustinus: „Siehe, wie er seine Feinde liebt! Seinem Erlöser gleich empfand er über die Bosheit und Unseligkeit seiner Verfolger einen viel heftigeren Schmerz, als über alle Uebel, die er erdulden mußte. Und zum Zeichen dieses schmerzlichen Mitleids kniete er nieder, um für sie zu beten. Für sich selbst betend, blieb er aufrecht stehen, für seine Feinde betend, warf er sich auf die Knie, weil wie Augustin sagt, ihre hartnäckige Erbitterung eines kräftigen, stehentlichen Gebetes bedurfte.“

„Wer“, sagst du, Stephan war ein Heiliger, mitten hingestellt in die Gnaden- und Wunderfülle des jungen, begeisterten Christentums!“ Da antworte ich dir: „Ich kenne einen Edelmann, der in einer Zeit lebte, wo Glauben und Liebe vielfach erkalte waren, der selbst nicht in allem vollständig nach den Geboten des Herrn lebte und dennoch die Feindesliebe so großmütig übte. Diesem Edelmann war der schuldlose Bruder von einem Verwundten erschlagen worden. Der Vater forderte von ihm, daß er den Bruder räche. Der Edelmann war fest dazu entschlossen. Da kommt ihm eines Tages der Mörder des Bruders wehrlos entgegen. Schon hebt der Ritter das Schwert zum Todesschlage, da fällt ihm der Schuldige zu Füßen, bittet ihn um des Erlösers willen um Erbarmen — es war gerade Charfreitag. Eine Minute heftigen Kampfes, die Todeswaffe senkt sich, der Edle schließt den Feind in seine Arme und hat nur die eine Bitte, daß er für ihn zu Gott um Verzeihung seiner eigenen Schuld bitte. Als der Edelmann darauf die Kirche betrat, versicherte ihm der Heiland von einem Kreuzbilde her seines besondern Wohlgefallens wegen der eben bewiesenen Feindesliebe. Dieser Versicherung folgte Gnade um Gnade, sodaß dieser Großmütige heute verehrt wird als der hl. Johannes Gualbertus. Was er, noch auf den Pfaden dieser Welt, konnte, kamst auch du. Wenn du meinst, es ginge nicht, dann beherzige den Rat des hl. Ambrosius: „Wenn du die Kraft zur Feindesliebe nicht hast, so bitte Gott darum, der sie dir gewiß erteilen wird!“

Die Feindesliebe wird nicht nur durch Gottes Gebot, Christi und seiner Heiligen Beispiel, sondern auch durch das Wesen des Christentums gefordert:

„Was Herz brüht ich den Feind, doch um ihn zu erlösen!“ — „Wie wird der Feind zum Freunde, selbst im Tode nicht!“

das sind Gedanken des Heidentums. Und doch steht in einem Drama des Heiden Sophokles das herrliche Wort:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“

Was edle Heiden, Ausnahmen von der Regel, fühlten, das muß im Christentum eben Regel sein! Das Christentum ist seinem Wesen nach Erhebung über die Menschennatur. Wenn diese Natur fordert, den Feind zu hassen, dann muß die Erhebung zum mindesten fordern, dem Feinde zu verzeihen; dann muß es die volle Erhebung sein, den Feind zu lieben.

Alle wahrhaften Christen haben dies gefühlt und danach gehandelt. Das folgende Wort des hl. Franz von Sales gibt die Empfindung vieler Heiligen wieder, die Empfindung jedes echten Christen, eine Empfindung, die im jetzigen Kriege tausendfach zur Tat wird: „Ich weiß nicht, wie Gott mein Herz gebildet hat. Wenn er mir aber befehlen würde, einen Feind zu hassen, so würde ich damit nicht zustande kommen.“

Also den Feind zu lieben, dazu drängt uns die Pflicht, das Beispiel edler Menschen und die bessere Natur. Wie wir diesem Drängen nachkommen können und sollen, zeigt uns das Wort der Schrift: „Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen, betet für die, so euch verfolgen und verleumden!“ (Mt. 5, 44.)

Wir lieben, allgemein genommen, unseren Feind, wenn wir das Böse, das er uns antut, vergessen und ihm Gutes dafür wünschen, ihm Gutes von Herzen gönnen.

Als der selige Thomas Morus, der bekannte Kanzler von England, wegen seiner Anhänglichkeit an den ererbten Glauben zum Tode am Galgen verurteilt war mit der Beifügung, daß er noch etwas zu erwidern habe, sagte er freundlichen Blickes: „Ich habe nichts mehr zu sagen, meine Herren, als daß, gleichwie der hl. Apostel Paulus, der in den Tod des Stephanus willigte, nunmehr mit diesem im Himmel unter den Heiligen und Freunden Gottes in ewiger Freude lebt, ich auch Ihre Gnaden, die mich jetzt auf Erden verurteilt haben, einmal dort im Himmel zu ewig dauernder Glückseligkeit antreffen möchte!“

Einst gab man dem Herzog Franz von Guise, dem Führer der Katholiken im Kriege mit den Hugenotten, Nachricht, daß einer von diesen ins Lager gekommen mit der Absicht, ihn zu ermorden. Der Herzog ließ den Menschen festnehmen. Dieser gestand seine mörderische Absicht ein. „Habe ich Gutes“, fragte der Fürst, „etwas zuleide getan?“ — „Nein“, erwiderte der Protestant, „ich wollte Euch töten, weil ihr der größte Feind meines Glaubens seid!“ — „So, wenn ihr mich um Eures Glaubens willen töten wollt“, sprach der Herzog, „so will ich Euch um meines Glaubens willen verzeihen!“ Und der Mann wurde frei und ungekränkt aus dem Lager entlassen.

Doch wir sollen dem Feinde nicht nur verzeihen und Gutes wünschen, wir sollen ihm auch Gutes tun. So liebte seine Feinde jener wackere Offizier, der aus Pflicht einen belgischen Frontireur erschießen lassen mußte, dessen einzigen Sohn, der vorher schon die Mutter verloren, aber an Kindes Statt annahm. So liebte seine Feinde der hl. Ambrosius, der einem Mordmörder eine solche Summe Geldes anweisen ließ, daß er davon anständig leben konnte. So liebte seinen Feind der hl. Märtyrerbischof Sabinius. Diesem ließ der Statthalter Vennianus von Toskana beide Hände abhauen. Gleich darauf wurde der Wüterich von heftigen Augenschmerzen befallen, die sich schließlich zur Unentraglichkeit steigerten. Da erhob der hl. Blutzunge seine beiden Armstumpfe, bewegten sie wie zum Segen über den Unglücklichen und heilte ihn. Dieser Heilung des Leibes folgte sogleich die Gesundung der Seele; Vennianus wurde Christ. Als einige Hofsleute einst dem Kaiser Sigismund Vorwürfe machten, daß er, statt die überwindenden Feinde unschädlich zu machen und zu töten, sie noch mit Wohlthaten überhäufe, entgegnete der christliche Fürst: „Töte ich denn meine Feinde nicht, wenn ich sie zu meinen Freunden mache?“ Ein echtes Kaiserwort! Und wieviele unserer Feinde werden nicht so von unseren echt christlich fühlenden Ärzten und Pflegern zu Freunden gemacht. Das deutsche Volk sollte sich durch die schmachvolle Behandlung unserer gefangenen Soldaten nicht von der Bahn der christlichen Feindesliebe abdrängen lassen; es ruft damit den Segen des Himmels wirksam auf unsere Waffen herab, als durch bloßes Lippengebet.

Wir sollen endlich unsere Feinde segnen und für sie beten! Damit geben wir ganz unzweideutig auch vor Gott kund, daß kein Groll gegen den Feind in unseren Herzen wohnt. Vor dem Allerheiligsten, bei der heiligsten Beschäftigung, in den Augenblicken, wo die Seele den höchsten Flug nimmt, sich über alles Kleine und Irdische erhebt, den Segen des Himmels auf den Feind herabrufen: das ist die Vollendung der Feindesliebe, die Seele aller tätigen Feindesliebe. Ein erschütterndes Beispiel solcher Liebe berichtet uns die afrikanische Missionsgeschichte: „Ein armer, kleiner Neger von zehn Jahren war gegen den Willen seines Herrn Christ geworden. Dieser ließ dem Kinde fünfzig Pfennige Weitschenhiebe geben, die den Leib des kleinen Helden schauerlich durchzuckten. Böhmisch fragte der Grausame: „Was kann nun Jesus Christus für dich tun?“ — „Er gibt mir Kraft, dies geduldig zu tragen!“ — „Gibt ihm noch fünfzig Pfennige!“ befahl der Sklavenhalter. „Was kann er jetzt für dich tun?“ — „Er hilft mir an meine künftige Belohnung denken?“ — „Gibt ihm noch einmal fünfzig Pfennige!“ schrie der Wüterich. Mit höllischer Freude weidete sich der Unmensch an den Qualen des Kindes; und als er wieder fragte: „Was kann nun Jesus Christus für dich tun?“ erwiderte der kleine Held mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft: „Er hilft mir für euch beten, Herr!“ So verschied der Märtyrer. Solche Feindesliebe mutet uns an wie ein Geheimnis!

Hast du, lieber Leser, auch einen Feind, macht dir die Feindesliebe Haltung eines Menschen das Herz schwer, versuche einmal, ein herzhaftes Gebet für ihn zu verrichten. Groll und Unruhe werden von deinem Herzen weichen, und des Himmels Fügung wird dir den Feind am Ende gar zum Freunde machen. So wird dir leicht, des Apostels Mahnung zu befolgen: „Alle Bitterkeit, Grimm und Zorn, Geschrei und Lästerung werde aus euch hinweggeschafft samt aller Bosheit! Seid vielmehr gütig gegen einander, barmherzig, einander vergebend, sowie auch Gott euch vergeben in Christo!“ (Eph. 4, 31—32.)

Und das ist der große Segen der Feindesliebe für die Ewigkeit, daß man in vollem Vertrauen und aller Wahrheit beten kann: „Vergib uns unsere Schulden wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“ Dieses immer wiederholte Gebet windet dem Richter gewissermaßen das strafende Schwert aus der Hand, sodaß er am Gerichtstage unser Bergelter, unser Belohner sein muß.

Schiller sagt: „Der Siege göttlichster ist das Vergeben!“ Je öfter du diesen Sieg über dich davonträgst, desto mehr wirst du in Gott gefestigt, desto sicherer wirst du einst ewig an seiner Seite weilen!

Mariental

Mariental, wie liegt du schön,
Von Bergen rings umgeben!
Wie zieht der Weg zu dir sich hin.
Durchs grüne Land der Reben.
Hoch ragt des Kirchleins Turm empor,
Und laut ertönt der Peter Chor:
„Ave Maria!“ —

Viel Menschen ziehn den Weg herab
In langen, frommen Scharen,
Der Jüngling und das Mütterlein,
Der Greis mit weißen Haaren.
Trost suchen sie fürs wunde Herz,
Sie rufen laut in ihrem Schmerz:
„Ave Maria!“ —

Ganz nah dem Kirchlein in dem Tal
Das Kloster ist zu schauen,
Die Mönche drin sind hilfsbereit,
Rings in den weiten Gauen.
Des Morgens früh, wenn sie erwacht,
Da beten sie und spät zur Nacht:
„Ave Maria!“ —

Hoch auf der Höhe dein Bildnis steht,
Da blickt du Jungfrau nieder,
Im Schoß den lieben eins'gen Sohn,
Dem lachst und starrst die Glieder.
Ein Mägdelein kniet da im Gebet
Zu dir, Maria, bis sie steht:
„Ave Maria!“ —

Mariental, wie hat doch hier
So mancher Trost gefunden!
Wie sind doch Krankheit, Gram und Leid
So oftmals hier gesunden!
Drum voller Dank es heimwärts schallt
Zum grünen Rheine, daß es hallt:
„Ave Maria!“ — (M. M. B.)

Alte Möbel sind zu verkaufen

Von M. von Weser.

Hedda Damlow stand unschlüssig vor der Serie alter Möbel, die die Möbeltransporteure verächtlich aufeinandergeleitet hatten: „Alter Kram! Wozu wollen Sie den noch mitschleppen? Die sind ja nicht einmal die Frucht mehr wert.“

Mitleidig ruhten ihre Blicke auf dem Hausrat aus vorüberzeiten, dem sie aus Pietät noch immer ein Plätzchen gegönnt hatte, nicht weil er noch irgend einen Wert hatte. Diese Schränke, Kommoden, Tischchen sahen nicht danach aus, als ob sie noch einmal die Strapaze einer Reise in die weite Welt aushalten könnten und nebenbei würde der Behälter meterhoch bis an die Grenzen der Möglichkeit mit den wertvollsten Stücken der Einrichtung gefüllt werden. Also verkaufen, wie die Stimme der Vernunft anriet! Und Hedda sandte Hans, den Vierzehnjährigen, hinüber in die Geschäftsstelle des Vorstadt-Möbels, eine knappe Anzeige aufzugeben.

Reibeküßers waren zum Abschied herübergekommen. Wiene und Hedda weinten ein wenig, und Heinrich suchte die Stimmung zu erheitern, indem er vorschlug, mit dem mutmaßlichen Erlös der stillen Altstädter einen feinen Abend zu veranstalten. Er fing an, den Taxator zu spielen, und verheißerte mit allerhand Scherzen zum ersten, zum zweiten und dritten Male...

Darüber und über ein paar guten Tröpfchen aus dem Keller war es spät geworden. Heddas Kopf war ein wenig schwer, als sie durch gelbes Leuchten von der Alchmütze her aus ihrem besten Morgenschlaf geweckt wurde. Mit einem unwilligen Blick auf die Uhr, die aber im Dämmer der zugezogenen Vorhänge keinen Aufschuß gab, leitete sie die unbequeme Weckerstimme nach der Möbelsuche weiter: ohne den geringsten Erfolg, wie sie sich selbst hätte sagen können; Martha, die Fee für alles, aus dem Schlafe zu wecken, stand ungefähr auf einer Stufe mit der Möglichkeit der Totenerweckung.

Dafür sprang Frischchen wie ein Tanzwüppchen aus dem Bett und kam, Mama Bericht zu erstatten. „Mutti, es ist ein Mann draußen wegen der Möbel, die hier zu verkaufen seien.“ „Wegen der Möbel... aber dafür braucht er uns doch nicht zu nachschlafender Zeit aufzusuchen. Wieviel Uhr haben wir denn?“ „Zwölfhundert, Mutti. Aber er sagt, er muß um sieben in Berlin sein.“ Die kleine Familie hielt Rat, indes die kleine Ballerina hin und her lief, den Ungebildigen draußen zu beschwichtigen und Mamas Antwort zu hören. Hedda, unausgeschlafen und durch den Rausch verwirrt gemacht, war gereizt wie eine Tigerin. Aber Vertie machte: „O Mutti! es ist vielleicht ein Arbeiter, der sonst keine Zeit hat! Und er will vielleicht einen Hausstand gründen...“ Befriedigt griff Hedda nach den nächstliegenden Kleidungsstücken, steckte die unbändige Bodenpracht hoch und warf den langen blauen Wintermantel über die lächerliche Morgenrocke.

Ein Arbeiter, ein Händler ist es. In schäbiger Eleganz, die Zigarette im Munde. Ohne jede Höflichkeit, nur mit dem Wunsche, von vorne herein alles herunterzusetzen, um den Preis zu drücken. Vordrückt jede Stuhl am aufgeburtelten elektrischen Licht mit der Miene äußerster Mißbilligung. „Alle Kamellen; nicht mal von einer Sorte. Ruchbaum, Katalpa, Eichen, Birnbaum, die reinste Menagerie. Was wollen Sie für den Blunder?“ Geärgert verlangt Hedda ihren Preis. „Ihnen ist wohl nicht gut. Sechzig Mark? Ach die Hälfte ist der Preis wert, um ich hab' es nur, weil ich mal die vier Treppen hochjetzt bin. Dreißig, was?“ Kurz und hochmütig hält Hedda die Türe auf. „Ich lasse nicht handeln, adieu.“ Sehr erkaunt befindet sich der Händler draußen. „Da hätten Sie Ihre Frennie für die Anwesenheit sparen können“, faucht er. Aber auf dem Treppenhof hat er sich bereits eines anderen besonnen. „Sagen wir fünfzig.“ Schon ist die Türe hinter ihm ins Schloß gefallen, und Hedda läßt sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf ihr Lager fallen. Nein, dann gibt sie die Sachen lieber der Brodsammlung...

Wieder die Schelle. Wieder das Tanzwüppchen in Bewegung, wieder die Unmöglichkeit, Martha nach zu bekommen, wieder Hedda in

ihren begabten Regisseur. Diesmal ist's eine Frau; in grüner gestrichelter Wolljacke und unechten Steinen in den Ohren; unter der Jacke eine feinstärkigte Reineisenhülle. Sie wollte nur mal eben vorbeikommen, obwohl das Angebot ohnehin riesenhaft sei. Jeder will eben verkaufen bei den schlechten Zeiten, die Ware kann man andrücken wie sauer Bier, und wird sie doch nicht los. Alles Kriegstraumungen; und die ziehen möbliert... Resultat wie oben.

Halb sieben Uhr. Eine ganze Familie. Urahne, Großmutter, Mutter und Kind. Ob bei hier ist, wo die Möbel zu verkaufen sind? Viel Betasten, Fühlen und Fragen. Ob auch echte Hochhaare in den Matratzen sind und Federn in den Kissen? Ob auch Schlüssel zu sämtlichen Schließern und Schlössern da sind? Viel Seufzen und Achselzucken; die Schelle im Spiegelschrank ist verschlagen; da muß viel angestrichen werden... Draußen geht wieder die Glocke. Eine breite Stimme, „Ich komme wegen der Möbel im festigen Abendblatt.“

„Sind verkauft...“ Ein Chor von weiblichen Stimmen. Ehe sie sich's versteht, hat Hedda ein Papier in der Hand: zehn Mark Anzahlung. Und Großmutter steht in der Türe mit ausgestreckten Armen, bestreift lächelnd. „Ja, Schulden. Wer der Mäuler zuvor kommen will, muß fröhlich aufstehen.“ Draußen ein Toben. „So ne Unverschämtheit, den Leuten so früh ins Haus zu schnecken... Familie Müller ist aber hochbefriedigt.“ „Mein Schwager, was der Sargträger ist, kommt umgehend die Sachen holen und bezahlt den Rest.“ „Wie vielstens schenke ich kann die Glascheibe in 'n Schrank setzen; das ist vor freien ihre Aussteuer. Die Kommode ist vor Großmutter, um auf der Tischchen freigeht mir...“

Um sieben Uhr sind die Möbel verkauft, aber die Schelle steht nicht still. Zu Tugenden kommen die Händler aus der Lang- und der Krantegasse, die Besitzer der Leihhäuser und Produktenhändler, Privat- und Militärpersonen, Feldgrauen und Uniformierte. Danks werden anhaltend beim Frühstücken gestört und trotz aller Weisung an Martha, die Störenfriede fern zu halten, fällt sich die Stube immer wieder mit nachtragenden und nachtragenden Kaufleuten. Schließlich ein ganzes Paar: eine noch junge, hübsche Frau, strammgeschmückt und hochgeputzt und ein heftig aussehender Ladengänger. „Ich wollte man bloß meine Karte abgeben, wenn die Herrschaften noch Wünsche haben sollten.“ Der Jüngling will dasselbe und läßt seine Karte ebenfalls auf den Tisch klappern. „Ach, warten Sie doch, bis Sie an die Reihe kommen, Juttmann, ich lasse Ihnen ja auch reden.“ Es ist schon eine ganze Ansichtskartenserie von Althändlern auf dem Tisch. „Na, um was, die alten Möbel sind verkauft, wirklich verkauft?“ Und mit einem unnachahmlichen Zwinkern der Augen und einer nur einer Berliner in möglichen Äußerung: „Angezählt?“

Es wird wirklich zu toll. Hedda schraubt die Schelle ab, und Hans heftet mit Reißnägeln ein großes, weißes Blatt an die Türe: „Nachfragen unnötig; Möbel verkauft.“ Das wird endlich Ruhe bringen. Ein Klopfen an der Vierzehntür; der Kuchentisch. „Wir haben keine Kohlen bestellt.“ „Ne; aber ich dachte man bloß. 88 a, das ist doch hier. Wissen Sie, von wegen die Möbel. Was so unsereiner ist, der sich mehr dienlich ist, der es aber dran. Ich hab's nun doch mit dem Fuß, um kriechen die schone Rente. Aber wenn man nichts rechts in die Kuppen kriegt, da gehen die Kräfte aus. Früher da konnte ich dreihundert Prekloffen uff'n vierten Stock bringen; jetzt hab' ich bei zweihundert keine Puste mehr. Du willst ich heiraten, de Anmalte aus der Droscherie. Und da dachte ich von weilen Einrichtung...“

Die Schelle geht nicht mehr; aber Geranke und Geschrei gibt es immer noch draußen. „Was! uff'n vierten Stock, um ganz umsonst?“ Und die Ansichtskartenserie vermehrt sich rapid. Um wenigstens ein Stündchen Nachmittagsruhe als Entschädigung für den gestörten Morgenschlummer zu finden, schickt Hedda Hans mit einem weithin sichtbaren Blatt „Möbel verkauft“ unten an die Haustüre. Selbige Ruhe. Schon senken sich holde Bewusstlosigkeit auf Heddas Geist und mildert die unangenehme Deutlichkeit der Dinge. Bis ein Hämmern und Klopfen sie in die Wirklichkeit zurückstößt. „Gut Frau, gut Frau! die Hausverwalterin ist da. Das Blatt an der Haustüre müßte so fort entfernt werden. Das schide sich nicht für ein vornehmes Haus.“

Es ist nicht zu ertragen. Hedda kleidet sich an, um Besorgungen und Abschiedsbesuche zu machen; mag Marthas Indolenz sich mit der Sachlage zurechtfinden! Unten ist ein Menschenauflauf, weil Hans sein Blatt gegen die Angriffe der Hausverwalterin verteidigt; der Schuttmann hat beide in ein freies Kreuzverhör genommen.

Als Hedda spät und müde via Tiergarten, Franzler, Leisnigerstraße zurückkehrt, findet sie Wiene vor. „Ach, Hedda! ich bin schon zweimal bagereien, in der Hoffnung, dich zu treffen. Zu dumm, daß ich nicht gestern daran dachte; mir fehlt ein Schrank im Wägelzimmer. Würdest du mir den Mahagonischrank dafür überlassen?“

„Was, zu spät?“

„Ja, in Berlin muß man früh aufstehen!“

Sendet Euren im Felde stehenden Angehörigen
die Rheinische Volkszeitung mit dem
„Religiösen Sonntagsblatt“ ins Feld!
Das ist die schönste, billigste und inhaltreichste
Liebesgabe für unsere Soldaten!

Die Geschäftsstelle nimmt Abonnements zum Preise von 75 Pfg.
pro Monat für alle, zum Preise von 25 Pfg. für die Freitag-
Nummer mit dem „Religiösen Sonntagsblatt“ entgegen.